

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 38.

Donnerstag, 14. Februar.

1929.

(4. Fortsetzung.)

## Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

Mehr tot als lebendig lag dann Kolja in den Felzen und Decken, als alles gelungen war.

Benita hielt die Zügel in sicheren Händen. Sie sah sich nach dem Mann um. Tagelang mußten sie sich in den Wäldern verbergen. Einzelne Trupps kamen ihnen entgegen, griffen dem Pferd in die Zügel, versuchten ihre rohen Spässe mit den Frauen.

„Was wollt ihr? Ein Bauernweib, das seinen betrunkenen Mann heimholt. Er war lange genug bei den Soldaten.“

Sie stoben auseinander. Hart sauste die Peitsche über den Rücken des hochauftretenden Pferdes. Die rißen sich die Zügel in die erstarrten, halb erfrorenen Hände Benitas. Blut lief über ihre Finger, brannte wie Feuer.

Kolja schlief meist vor Erschöpfung. Sie sorgte mit Tio für ihn und das magere Tier, an dem ihre Rettung hing.

Wie sie mit dem Gemeindeältesten verabredet, fanden sie ihn und die Kinder, die sich jubelnd ihnen entgegenstürzten, in der unbewohnten Hütte. Sie zogen Kolja, aufgeregt erzählend, in das halbleere Zimmer.

Draußen lehnte Benita an der vereisten Wand und sah mit starren Augen auf das weiße, erstorbene Land. Am niederen Dache hingen die Eiszapfen. Manchmal löste sich einer von ihnen ab und zerprang klirrend am Boden.

„Jemandwo ist etwas zerschellt“, dachte Benita dumpf und konnte sich nicht darauf bestimmen, was es war . . .

Dann ging sie in das Haus. Kolja saß auf einem vergessenen Stuhl. Anna-Dorothee hielt ihm die Tasse mit Milch hin.

„Sie ist kalt. Alles ist kalt.“ Kolja schüttelte sich. „Wir konnten kein Feuer machen. Der Rauch hätte uns verraten“, meinte Anna-Dorothee schuldbehaftet. „Aber die Milch ist ganz frisch. Tios Vater gab sich solche Mühe, sie zu bekommen. Wir dachten, du seiest sehr durstig und hungrig.“

„Ja, weiß Gott, das ist man“, erklärte ihr Vater ungnädig. „Aber das hier . . . unmöglich. Ich danke euch übrigens. Ihr armen Kleinen. Und auch dir, Benita“, besinnt er sich . . .

Dann, als sie alle schweigen: „Und wo soll man jetzt hingehen? Hier werden sie uns finden. Dann ist es aus. — Aus!“ schreit er plötzlich auf.

„Deutschland.“ Benita Mironows Stimme schwingt wie eine Glocke. „Wir werden nach Deutschland gehen. Dort ist alles gut. Das ist, das könnte Heimat werden, wenn wir hier fort müssen.“

„Und du hältst uns dort für vollkommen sicher? Ich dachte Paris . . . Wir würden Mama in Paris treffen. Sie versucht bestimmt, dorthin zu kommen. Aber wenn du an absolute Sicherheit in Deutschland glaubst . . .“

„Ja“, sagt Benita Mironow stark. „Ja, daran glaube ich.“ Und eine große Zuversicht steht in ihren Augen.

Plötzlich, wie sie dies ausspricht, fühlt sie es wie Rufen aus den wellenlosen Fernen.

Jemand ruft sie . . . heiß . . . fordernd. Und jetzt weiß sie es: niemand wird sie abzuhalten vermögen, diesem Ruf in das Unbestimmte zu folgen.

Benita Mironow geht durch ausgestorbene Straßen in der drückenden Wärme eines süddeutschen Rainachmittags. Eintönige Häuserfassaden der Mietskasernen stehen zu beiden Seiten, mildes Klavierpiel tropft aus einem Fenster. Pärchen eilen, die Hornbrillen vor den Augen, Notenhefte unter dem Arm.

Dann ist da eine breite, helle Straße, über den Dächern wimpelt das zackige Blattwerk junger Laubbäume.

Benita Mironow liest an einem schönen alten Palais, zwischen Emailbildern, bedeckt mit Firmennamen aller Art, den Namen der Prinzessin, bei der ihre Freundin Ebba Keerenhoff und die Thren einen Unterschlupf gefunden haben sollen.

Ebba ist auf dem Schwolm zunächst gelegenen Gut aufgewachsen. Man war eng miteinander befreundet. Ebba hat nach Petersburg geheiratet.

Durch einen Zufall hörte Benita, daß auch sie nach Deutschland geflüchtet sei und jetzt ganz in ihrer Nähe lebe.

Sie geht langsam durch den Garten, der sich hinter dem Palais der Prinzessin hinzieht. Ode sieht es darin aus.

In leeren Wasserbecken liegt der Schlamm. Überall auf kleinen Podesten stehen Fontänen. Rote Geranien wachsen darin, umstanden die Seen und säumten die Wege früher, als es noch gut war. Jetzt ist alles anders geworden. Der alte Gärtner, der Benita Mironow führt, schüttelt traurig den Kopf, erzählt dann geschwätzig. „Durchlaucht nie mehr daheim. Im Sommerhaus die Fremden. Keine Herrschaften, gewiß, er kennt sich da aus. Aber so armselig alles.“

Der Mann sieht Benita von der Seite an: „Die gnädig Frau kennt Frau von Keerenhoff von früher? Sie sollen einmal ein Schloß besessen haben, größer als das Palais von Durchlaucht Frau Prinzessin. Und Gärten, wie sie hier keiner hat?“

Benita Mironow hört mit halbem Ohr zu. Hier ist also Ebba Keerenhoff gelandet. Ebba, die eines der größten Häuser in Petersburg gemacht hat, die alle musikalischen Berühmtheiten beider Weltteile bei sich sah, die zwischen Musizieren und Reisen zu berühmten Konzerten ein Leben auf Wolken führte, von ihrem Mann vergöttert. Herr von Keerenhoff ist tot, erschossen. Ebba, ihre Mutter und ihre Tante sind bei der Prinzessin untergekommen, die mit den alten Damen im Sacré Coeur erzogen wurde. Ein großes Glück für sie alle.

Eine Wandelhalle versperrt den Weg. Früher muß sie in leuchtenden Farben geprangt haben. Jetzt ist alles verwachsen und ein wenig verwahrlost.

Ein gewölbter Torweg öffnet sich. Und dahinter liegt das Märchen. Ein Pfad führt hinauf zu leicht gewellten Rasenterrassen. Sie sind umgeben von den gleichen verbläuten Wandelgängen. In ihrer Mitte steht der maurische Pavillon. Die ganze Anlage ist dem Sitz eines orientalischen Großen mit leidlichem Geschick nachgebildet. Zu beiden Seiten stehen hohe, vor Alter beinahe schwarze Taxusbüsche. Sie sind in der Form riesiger, japanischer Fächer geschnitten. Von ihrem dunklen Hintergrund heben sich blühende Magnollen ab. Vom zartesten, wächsernen Weiß bis zum

glühenden Rosa sind diese bizarren Blüten im Schutze der bergenden Mauern. Überall in diesem ganzen, seltsamen Stück Fremde aber ist das silberne Spiel kleiner, niederer Springbrunnen.

Oben in dem Gartenhaus tut sich die spitzbogige Tür auf. Aus dämmerigem Raum kommt Ebba Neerenhoff, bleibt stehen und legt die Hand vor die Augen zum Schutz gegen die blendende Helle des Mittagstages.

„Benita! — Tausendmal willkommen! Wie sandest du dich denn in unsere Verwünschtheit? Ach — die Brunnen springen. Wer hat hier solchen Größenwahn in diesen schlimmen Zeiten?“

„Ich habe es getan, gnädige Frau. Man soll doch noch sehen, wie es hier einmal war.“ Der alte Gärtner lacht mackernd.

Das Licht kommt durch bunte, schmale Scheiben in eine kleine Vorhalle. Auf ein Brunnenbecken sind rote Bretter gelegt. Ein alter Gartentisch steht darüber, und in einer Ecke ist der Kochherd.

„Meine Küche hier, rechts. Der Vorjaal — bitte dort, wo die pompöse Spiegelsonjole ist. Eine Speisekammer ist da, hinter dem Gebetsteppich. Was sagst du dazu? Ist er nicht wunderbar schön? Ich besah nie eine so reizvolle Vorratsstube wie diese hier. Und dann ist ein Salon da. Besuch ist auch darin. Du siehst: alles wie früher; nie trifft man leere Salons bei Ebba Neerenhoff, wie du mir einmal etwas vorwurfsvoll sagtest.“

„Ich werde es wohl eher bewundert haben, Ebba. Deine Menschen waren immer irgendwelche Besonderheiten.“

„So, waren sie das? Also auch darin: ganz wie früher. Es ist ein sehr eigenartiger Mensch, dieser Sep Sollern, der von dort drinnen meinen Magnolienhain malt. . . Oh, Benita, macht die Lust hier dich auch ein wenig schwindeln, wie alle Menschen zuerst? Ja, das ist nun nicht zu ändern. Wir können Türen und Fenster öffnen, so viel wir wollen, immer bleibt es stidig.“

Benita kann nur nicken. Ja ja, natürlich, diese beklemmende Lust hier. So ungewohnt für sie, die nie in einer Stadt lebte . . .

Was sagte Ebba Neerenhoff doch eben noch? Deutschland . . . Ja, es lebt sich angenehm hier, es ist gut . . . wunderbar gut hier zu leben . . . Und es ist Glück, durch das geheimnisvolle Dämmern stiller, friedlicher Räume zu gehen, dorthin, wo ein Mensch ist, den man nie wiederzusehen meinte . . .

Das Säckchen ist düster und leicht modrig wie die Halle. Zwischen unpraktisch prunkvollem Gerümpel sind ein paar ganz behagliche Möbel. Durch die Schlitzlöcher der Fenster sieht man das Blühen der Magnolienwunder.

Dort steht die Staffelei. Sep Sollern wendet sich, die Palette in der Hand, sichtlich verärgert ob der Störung.

Ebba Neerenhoff, die erwartet, daß er wie immer, seit er hier oben bei ihr malt, ihren Gast mit einer kurzen, höflichen Verbeugung begrüßt, um dann weiter zu arbeiten, will an ihm vorübergehen. Sie ist sehr überrascht, daß Sep Sollern einen Augenblick still steht, um dann sofort sein Arbeitszeug fortzuliegen und rasch auf Benita zuzukommen.

„Das ist ja wirklich! Gnädige Frau, wie ist das denn möglich —!“ sagt er etwas atemlos und streckt Benita Mironow beide Hände entgegen.

„Ach, möglich! Gibt es etwas in diesen Zeiten, das unmöglich wäre? Aber es ist schön, daß es diesmal so etwas Freundliches ist, wie unser unvermutetes Wiederfinden. Es ging also alles glatt damals?“

Benita Mironow spricht sehr ruhig. Er sieht sie an. Trotzdem er dies Gesicht nur im halben Licht großer, kaum erhellter Zimmer gesehen, hat sich ihm Zug um Zug eingepägt. Jetzt sieht er die Spuren ihres bitteren Erleidens darauf und das nimmt ihm für Sekunden die Fassung.

Er weiß, er müßte sie nach dem Befinden der Ihren fragen. Man war damals in Sorge um ihren Mann,

der weggefahren war. Kinder wurden flüchtig erwähnt. Madame Mironow hatte sich dem Gast liebenswürdig gezeigt. Der brave Ardabachew hat ihn rasch und glatt geführt. . . Aber all das ist so vollkommen fern, gleichgültig. Benita Mironow steht neben ihm, deren Bild ihn durch alle Wirrnisse dieser Zeiten begleitete.

„Kommt, wir wollen in die Sonne. Benita sieht schon ganz blaß aus. Draußen müßt ihr mir dann erzählen, woher ihr euch kennt. Sie sprachen mir nie davon, daß Sie Frau Mironow getroffen haben.“

Ebba Neerenhoff ist ein wenig überrascht. Sie hat die Stunden mit Sep Sollern sehr genossen. Jemand sprach ihr einmal davon, daß ihr verschwiegenes Magnolienparadies von großem Wert für den Maler sein könne. Sie ließ ihn fragen, ob er es sich ansehen wolle, und er kam daraufhin sofort und machte den Damen im „Maurischen Gartenhaus“ einen sehr offiziellen Besuch. Es zeigte sich, daß das Ganze ihn entzückte, und er erbielt die Aufforderung, darüber zu verfügen.

Ein Maler! Ebba war wie elektrisiert. Sie ging an der Einformigkeit ihres neuen Daseins beinahe zugrunde. Ihr Lebenshunger war zum Tode verurteilt. Jetzt bekam er wieder Nahrung. Sie war voll Impuls und hatte immer befehlen, was sie wollte.

Stets mußte da jemand sein, den sie protegieren konnte. Mit dem man Dinge redete, jenseits des Alltags, Interessen teilte, die einen von den anderen schieden. Das alles lag brach. Nun kam Sep Sollern. . . Natürlich war etwas Flirt dabei. Glanz an der Oberfläche, aber es wurde ein Reiz mehr damit in die Zusammenkünfte hineingetragen, die auch die gleichgültigste Unterhaltung zwischen Mann und Frau lieblos gestaltet. Und er tat es mit Geschmack.

Jetzt hört sie zum erstenmal die Geschichte seiner Flucht. Alles in knappen Worten. Das meiste mußte man sich selbst umformen. Denn was Sep Sollern da berichtet, ist eine Posse. Situationen und Menschen sind dazu abgestimmt. Bis er seinen nächsten Besuch auf Schwolin schildert. Da verändern sich Sep Sollerns Stimme und Haltung. Dann schweigt er . . .

„Ihr Führer Ardabachew starb kurz nachdem wir Madame Mironow begraben hatten.“

Er murmelt irgend ein Wort höflicher Teilnahme und fühlt, daß er nun weiter fragen müsse, nach den Ihren.

„Herr Mironow kam damals glücklich zurück? Ich entsinne mich, man fürchtete für ihn.“

„Ja, mein Mann kam wieder; es war ihm nichts geschehen. Ich kannte das schon, diese Nervosität seiner Mutter, wenn er nicht dauernd bei ihr war. Es war schwer für sie, zu erleben, was nachher kam.“

„Ob er tot ist?“ denkt Sep Sollern. So viele sind verschwunden in der furchtbaren Zerstörung. Dieser unbekannte Mann, der Benita Mironow besah, lebte vielleicht längst nicht mehr . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Eisenbahnzug in der Nacht.

Durch der Ferne schwarzgewelltes Dunkel,  
Das mit wolkendichtem Himmel fast verfliehet,  
Stimmert eines Lichterspiels Gesunkel  
Her vom Bergana, der die Nacht umschleht;  
Gleitet durch den Rahmen schwarzer Bäume  
In des Dunkels Schacht, enttaucht spurlos dem Blick,  
Wie den Schlaf durchhauden ungewisse Träume,  
Blinken auf und schwinden in die Nacht zurück.

Seltam dünkt dies traumvolle Bewegen  
Lautlos fort im Finstern, ferne Lichterbahn,  
Unbegriffene Spur von fremdem Leben;  
Und es ist, als deute es den Wahn.

Dieses Lebens Heimlichkeit zu wissen,  
Das wie fernher Lichterzug die Nacht durchblinkt  
Und in schwarzerklafften Schlund zurückgerissen,  
Nur verwehten Fladergruß herüberwinnt.

Heinrich Heis.

## Im Schneesturm.

Von Hugo v. Köller.

Ein eifriger Nordost fegte über die Steppe und wirbelte den in Masse gefallenen Schnee in der unsichtigen Luft herum. Es war furchtbar kalt auf der Hochebene der Dobrudschka. Anschlüssig blickte ich vom Fenster meines Wohnhauses in das tobende Unwetter. Soll ich fahren? Oder soll ich nicht fahren? Von meinem Gut bis Dobritsch betrug die Entfernung etwa 20 Kilometer, und von Dobritsch bis Warna noch rund 70 Kilometer. — bei diesem Schneesturm keine Kleinigkeit! Ich hatte gestern abend meinen Kutscher beauftragt, einen großen Schlitten mit vier Pferden, breitgespannt, frühmorgens reisefertig zu halten. — Nun war es frühmorgens, noch stockdunkel. Ich mußte mich jetzt entscheiden, wenn ich vor Einbruch der Nacht Warna noch erreichen wollte. Oder sollte ich es doch lieber lassen?

In diesem Moment erschien mein Kutscher Ismael und fragte, ob wir trotz Sturm und Schneetreiben die Fahrt wagen wollten? Warum kam der Mann auch gerade jetzt mit dieser Frage! Sollte ich ablehnen, und mir den Ansehen geben, als ob ich mich fürchte? Niemals! Kurzer Entschluß. „Natürlich fahren wir! Wenn du abgefutert hast, spanne an. Vor Sonnenaufgang müssen wir Dobritsch erreicht haben.“ — „Die Sonne geht heute überhaupt nicht auf“ murmelte Ismael.

Mit Peßwerk, Mänteln und Dedern reichlich versehen, bestieg ich den niedrigen, breiten, mit Stroh ausgelegten Schlitten, verstaute die Futterfäde für die Pferde sowie meine und Ismaels Wegzebrung, Doppelbüchse, Revolver und Jagdmesser lagen vor mir. Also — los! — „Aghurlar ossun“ (so viel wie: „Glückliche Reise!“) stammelte Ismael. — „Allah ismarladit“ („Seid Gott befohlen!“) riefen meine zurückbleibenden Anechte. Mein Hausdiener Christo, der brave Bulgarenjüngling, trat an den Schlitten, lächelte meine Hand und wünschte: „Na dobre tschah!“ („Gute Stunde!“). Als ob es ein Abschied fürs Leben wäre!

Ich hatte einen kleinen Kompaß in den großen Fausthandschuh gesteckt. Von Weg und Steg keine Spur, — nur ebene weiße Flächen, die mit dem grauenden Morgen allmählich aus der Finsternis auftauchten. Ich fuhr quertfeld ein über die Steppe, zunächst in Richtung auf Dobritsch um von dort die Chaussee nach Warna zu benutzen. Der Schnee lag bereits hoch, aber mit meinen vier gutausgelegten Pferden kamen wir noch ziemlich schnell vorwärts. „Es gibt heute noch viel Schnee, Effendim“, bemerkte Ismael. „Wenn es noch ein paar Stunden so weiter schneit, kommen wir nicht mehr durch bis Warna.“ — „Korkma! („Fürchte dich nicht!“) Wir werden in Dobritsch nochmal die Pferde füttern und dann geht es weiter — nach Warna!“ — „Sie müssen wissen, was Sie tun, Effendim“, warnte Ismael, „Allah möge uns beschützen.“

Und wir fuhren, nach einer Stunde Pause in Dobritsch, weiter. Es lag auch auf der Chaussee viel Schnee, aber es ging noch immer ganz gut. In einem Gasthaus auf halbem Wege machten wir wieder Halt, gönnten den Pferden Ruhe, und stärkten uns an den mitgenommenen Nahrungsmitteln. Ismael suchte dauernd mit dem bulgarischen Wirt. Wöhlich trat dieser an mich heran und sagte in unterwürfigem Ton: „Gospodin (Herr), entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen einen Rat gebe. Aber ich erlaube mir, Sie vor der Weiterfahrt nach Warna zu warnen.“ — Warum? — „Entlang Kilometer weiter in den Ausläufern der Batowa-Wälder liegt der Schnee meterhoch, und ein Landmann, der vor etwa einer Stunde von dorthier ankam, berichtete, daß da hinten furchtbares Unwetter herrsche. Auch ist die Gefahr der Wölfe groß bei diesem Frost und Schnee.“ — „Ich habe gute Waffen bei mir, Bratuschka (Brüderchen), und fürchte mich nicht vor Wölfen. Auch das Unwetter fürchte ich nicht. Also, Ismael — los!“

Und wir fuhren weiter. Als wir in den Wald kamen, nahm der Sturm augenscheinlich zu, dichte Schneehöhen schlugen uns ins Gesicht und ließen uns keine fünf Schritte weit sehen. Die armen Pferde stampften bis über die Knie in dem weichen Schnee, nur Schritt vor Schritt kamen wir vorwärts. Unser ganzer Schlitten bildete einen kleinen Schneeberg, der sich langsam weiterhob. „Effendim“, rief mir Ismael durch den heulenden Sturm zu, „hier können wir von Wölfen angefallen werden.“ Ich zog meine Büchse unter der Decke hervor und hielt sie schukfertig auf den Knien; die Leinen übergab ich Ismael.

Wir ließen die Pferde ruhig weiter stampfen und blieben nur immer aufmerksam auf die Waldbränder rechts und links vom Wege. Der Schneesturm wurde immer wüster, eine furchtbare Böe traf uns. Die dampfenden Pferde standen still und schnauften beängstigt. Ismael seufzte: „Allah, Allah! Wären wir doch zu Hause geblieben!“ — „Sammere nicht nach rückwärts, sondern denke vorwärts“, wies ich ihn terecht. Mir selbst aber wurde die Sache jetzt

auch bedenklich. Die Schneemassen hatten sich zu hohen Schanzen aufgetürmt und bildeten schier unüberwindliche Hindernisse. Die Hauptsache war, daß die Pferde durchhielten. Wir ließen sie verschlaufen, stiegen vom Schlitten, schüttelten den Schnee von Dedern und Peßwerk, und hüllten die erhiteten Pferde damit ein. Die Futterfäde wurden mit Hafer gefüllt und den Pferden umgehangen. Lange durften wir jedoch nicht halten bleiben, weil das ganze Gefährt bald vom Schnee zugebedeckt wurde. Wenn wir nur noch einige Kilometer weiter kamen, — da fiel die Hochebene ziemlich steil bis auf Meeresebene ab, und dann waren wir aus Schnee und Unwetter heraus.

Aber diese einige Kilometer! Sie wurden die böseste Strecke der ganzen Fahrt. Die Gefahr rückte immer näher, daß wir noch hier oben von der Dunkelheit überrascht wurden. Also — vorwärts!

Um den Schlitten zu entlasten, marschierten Ismael und ich nunmehr nebenher, immer bis an die Knie im Schnee. Manchmal sanken wir noch viel tiefer ein. Die Pferde mußten sich oft auf den Hinterbeinen heben, um in die Schneeschanzen hineinzuspringen. Endlich kamen wir an die letzte Strecke auf der Hochebene, wo die Batowa-Waldungen die Chaussee engbegrenzen. Ich überließ dem Kutscher den Schlitten und die Pferde, nahm meine Büchse in die Hand und blickte so scharf, wie es das Schneetreiben zuließ, nur immer rechts und links, um einen etwaigen Angriff von Wölfen abzuwehren. Ismael machte mich mit seiner Angst vor Wölfen ganz nervös. Alle Augenblicke schrie er: „Effendim! Kurtlar!“ („Herr Wölfe!“) Aber er sah Gespenster. Wir kamen unangefochten noch gerade vor Einbruch vollständiger Dunkelheit an die Grenze.

Von hier schlängelte sich die Chaussee in Serpentin den Abhang hinunter. Schon auf halbem Wege hörte der Schneesturm auf, und als wir unten ankamen, war keine Spur mehr von Schnee vorhanden. Warme Frühlingslüfte wehten uns entgegen.

Für die Pferde aber begann nun eine neue Quälerei; sie mußten den großen Schlitten über die kahle Chaussee schleifen. Die Rufen des Schlittens waren von Holz ohne Eisenbeschlag, und als wir an die ersten Häuser der Vorstadt von Warna kamen, waren die Rufen vollständig abgefahren. Der Schlitten brach zusammen.

Zwei Stunden später sah ich in trüblichem Kreise auf der Terrasse eines Weinrestaurants bei einer kühlen Bowle. Vor uns spiegelte der Mond sich in den Fluten des Schwarzen Meeres.

## Welt u. Wissen

\* Der mißverständene Negerpräsident. „Daily Chronicle“ erzählt durch seinen Pariser Korrespondenten folgende lustige Geschichte: Als Herr King, Präsident der Negerrepublik Liberia, vor zwei Jahren in Paris weilte, veranstaltete der damalige Minister des Innern zu Ehren des Gastes in seinem Amtsgebäude einen Empfang, bei dem eine aus Negern bestehende Jazzband spielte. Nach dem Fest erluchte der Kapellmeister des Orchesters den Portier des Ministeriums, er möge die Instrumente einige Zeit aufheben; sie würden am nächsten Tag abgeholt werden. Der Portier willfährte dieser Bitte. Zwei Tage später erschien ein elegant gekleideter Schwarzer beim Portier, gab diesem eine Visitenkarte und sprach einige Worte in einer dem Portier unbekanntem Sprache. Der Hüter des Hauses meinte, der Farbige komme die Instrumente abholen, nahm diese, trug sie hilfsbereit in das vor dem Tor haltende Automobil und bekam hundert Franken als Trinkgeld. Der Schwarze stieg ein und das Automobil fuhr weg. Einen Tag später kam wieder ein Neger, der jedoch Französisch sprach und die Herausgabe der Instrumente verlangte. Es wurde ihm gesagt, daß die Instrumente schon geholt worden seien, worauf der Schwarze verwundert den Kopf schüttelte und erklärte, es sei niemand beauftragt worden, die Instrumente aus dem Ministerium wegzuschaffen. Allgemein nahm man an, daß der Neger, der am Vortag erschienen war, ein Schwindler gewesen sei und da eine Unvorsichtigkeit des Portiers vorlag, bezahlte das Ministerium den Jazzband eine Entschädigung für die verlorengegangenen Instrumente. Vor einigen Tagen klärte sich der Sachverhalt in heiterer Weise auf. Wieder sprach ein Neger im Ministerium vor, diesmal der Dragoman der liberischen Gesandtschaft, die namens des Präsidenten King einige schöne Geschenke für den Minister überbrachte. In einem Belegtschreiben erluchte der Präsident King den Minister, die Geschenke anzunehmen, die den Dank für die Freundlichkeit darstellten, dem Präsidenten ein „Pariser Orchester“ zu spenden, als er zwei Tage nach dem Empfang gekommen war, um eine Dankvisite zu machen.



## Die Pflanze im Zimmer.

### Die Wirkungen von Gasbeleuchtung, Zentralheizung und Tabakrauch.

Die Pflanze empfindet die Luft, in der sie gehalten wird, mit einer Wahrnehmungsfähigkeit, die manchmal geradezu verblüfft. Das Gedeihen und Verkümmern von Zimmerpflanzen beruht daher auch zu einem guten Teil auf der Beschaffenheit der Zimmerluft, in der die Pflanzen atmen müssen. So hat man beobachtet, daß in Räumen, in denen sich viele Menschen aufhalten, wie etwa in Schulstimmern, trotz der dadurch bedingten Verminderung des Sauerstoffgehaltes der Luft, Pflanzen dennoch gut fortkommen, weil die Luft in solchen Räumen mehr Kohlensäure enthält, die von Blättern und Stengeln gierig aufgenommen wird, da die Kohlensäureaufnahme die Bildung der organischen Teile der Pflanzen begünstigt. Aberaus empfindlich und viel empfindlicher als der Mensch ist die Pflanze gegen den geringsten Leuchtgasgehalt der Luft, wie ihn bisweilen die Luft in gasbeleuchteten Zimmern aufweist, wenn die Gasflamme etwas undicht sind. In solchen Zimmern verfaulen die Pflanzen rasch und verlieren ihr Laub. An dem Schnellen Hinwelken der Gewächse in gasbeleuchteten Räumen ist aber nicht immer nur die rein chemische Veränderung der Luft schuld. Gas schädigt zwar die Pflanzen auch dadurch, daß sich infolge der Gasverbrennung Niederschläge schwefeliger Säure auf den Blättern bilden, die Hauptursache des schlechten Pflanzenfortkommens unter diesen Bedingungen ist jedoch die durch die Gasbeleuchtung hervorgerufene Trockenheit der Luft. Diesen Beweis lieferten die Versuche Sorauers, der Pflanzen bei gleicher Helligkeit und Temperatur in zwei Räumen hielt, von denen der eine durch Gas erleuchtet war. In diesem Raum erkrankten nun alsbald alle Pflanzen, während sie im gasfreien Raum gesund blieben. Als man aber im gasfreien Raum genau gleich kam, zeigte sich, daß die Pflanzen nun ebenfalls erkrankten. Durch das Gaslicht war die Luft zu trocken geworden. Diefelben Erscheinungen kann man nun auch in Räumen wahrnehmen, die durch Zentralheizung erwärmt werden, da die Lufttrockenheit bei gleichzeitiger starker Erwärmung der Luft — also die Nachahmung eines „Wüstenklimas“ — auch in diesem Falle die Gewächse schädigt. Im Vergleich mit der Außenluft enthält die Zimmerluft eben viel zu wenig Wasserdampf, namentlich aber im Winter und ersten Frühling, wo die Straßenluft oft bis zu Dreivierteln Feuchtigkeit enthält, die Zimmerluft hingegen infolge der künstlichen Erwärmung relativ trocken bleibt. Mittels psychrometrischer Messungen wurde, wie Dr. Stange mittelt, festgestellt, daß zum Beispiel im Februar, während die Straßenluft 76 Prozent Feuchtigkeit aufwies, in der Zimmerluft nur 57 Prozent Feuchtigkeit enthalten waren. Im Jahresdurchschnitt beträgt der Feuchtigkeitsunterschied der Außen- und Zimmerluft immer etwa 20 Prozent. Mit dem Luftfeuchtigkeitsbedürfnis der Zimmerpflanze hängt es auch zusammen, daß Gewächse, die man hinter einfachen oder zwischen Doppelfenstern hält, viel besser gedeihen als solche, die hinter dem Doppelfenster stehen, denn mit der Annäherung an die mit der Außenluft direkt verbundenen Fenster nimmt auch der Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu. Hält man also Pflanzen in lufttrockenen Räumen, so denke man an ihr Feuchtigkeitsbedürfnis, das in diesem Falle aber nicht nur durch Gießen, sondern hauptsächlich durch fleißiges Besprühen der Blätter befriedigt werden muß.

Oft wird in einem Räume, in dem man Blumen hält, dauernd geraucht, es gibt sogar noch immer Gärtner, die pfeifenrauchend im Treibhaus arbeiten. Gerade auf Tabakrauch reagieren nun aber zahlreiche Pflanzen sehr empfindlich, namentlich junge Pflanzen oder gar Keimlinge, die schon durch die geringsten Mengen von in der Luft enthaltenem Tabakrauch, ja selbst schon durch eine einmalige Berührung mit dem Rauch so ungünstig beeinflusst werden, daß sie schieß und mit verkümmerten Blättern heranwachsen, wenn sie nicht überhaupt gleich zugrunde gehen. Allerdings saugt die Erde der Blumentöpfe einen Teil des Rauches auf, aber die durch den Rauch entstandene chemische Veränderung der Luft wirkt auf diese Pflanzen, die besonders gegen das in jedem Rauch enthaltene Kohlenoxydgas empfindlich sind, stark schädigend ein. Es scheint nämlich — nach den Versuchen von Molisch — nicht das Nikotin zu sein, was die

Pflanzen verkümmern läßt, sondern hauptsächlich das Kohlenoxydgas, da die Gewächse unter den gleichen Erscheinungen erkranken, wenn man sie der Einwirkung von Papier- oder Holzrauch aussetzt. Dagegen kann man einen erwachsenen und kräftigen Rosen- oder Pelargonienstod ohne Gefahr einmal mit Tabak räuchern, um ihn von Blattläusen zu säubern, weil sich die Pflanze von dieser Kur, sobald die Luft wieder rauchfrei ist, schnell erholt.

## Frühhauszuzügende Gemüsesorten.

Eine sehr frühe Aussaat eignet sich nicht für alle Gemüsesorten, vor allem nicht für die frostempfindlichen Bohnen, Gurken und Kürbisse, die erst Mitte Mai in den Boden kommen dürfen. Dagegen gibt es eine Anzahl Samen, die eine frühzeitige Aussaat wegen ihrer langen Keimzeit rechtfertigen, um so mehr als sie in dem von der Winterfeuchtigkeit noch durchtränkten Land sicherer keimen als später in der bereits abgetrockneten oberen Schicht. Zudem vertragen ihre Keimlinge schon einen mehr oder weniger starken Frost, so daß man getrost eine frühe Aussaat schon wagen kann. Es kommen dafür folgende Gemüsesorten in Betracht:

Die Puffbohnen (dicke Bohnen) lieben einen tiefgeloderten, recht nahrhaften Boden, viel Luft und Sonne, darum ist ein weiträumiger Stand von 40 Zentimeter nötig. Die Samen sind 3 Zentimeter tief in die Erde zu bringen. Bewährt hat sich das Pflanzen der Bohnen am Rande von Frühkartoffel- oder Mohrrübenbeeten. Werden die Bohnen schon Ende Februar gelegt, dann bleiben sie meist frei von dem Befall der schwarzen Blattläuse. Stellen sich die Läuse dennoch ein, so reibe man sie mit den Fingern ab und wiederhole diese Maßnahme, wenn nötig nach zwei Tagen.

Die Früherbsen sind hart gegen den Frost; sie können bis zu 5 Grad Kälte ohne Schaden ertragen. Deshalb kann man die frühen Erbsen, sobald sich im Frühjahr das Land bearbeiten läßt und die Sonne scheint, auf ein Beet legen, das als Vorrucht Kohlgemüse, Sellerie oder Lauch getragen hat. Das Land darf also nicht frisch gedüngt sein. Aber für eine leichte Kalkdüngung, sowie eine Düngung mit etwas Holzasche sind die Erbsen immerhin recht dankbar. Bei den Früherbsen kann man die Reifer sparen. Man legt sie in zwei Reihen auf ein 1,20 Meter breites Beet, und zwar in 5 Zentimeter tiefe Rillen 2—3 Zentimeter von einander. Empfehlenswerte Sorten: Frühbeste der Frühen, Weinmanns Vorbote, Mailöniain, Erpreß und Sara.

Die Schwarzwurzeln, die „Sargel des Winters“, sind in ihren Ansprüchen an Boden und Pflege recht bescheiden. Nur muß der Boden mindestens 50 Zentimeter tief gelodert und gleichmäßig bearbeitet sein, sonst abtöten keine schönen, glatten Wurzeln. Man sät sie zeitig im Frühjahr in Reihen mit einem Abstand von 25 Zentimeter ziemlich dicht, da der Same nicht gleichmäßig keimt. Wird schon im Februar, spätestens anfangs März gesät, dann erlangen sie bis zum Spätherbst schon die richtige Größe. Beste Sorte: Russische Riesen.

Karotten und Gelberüben (Möhren) brauchen ebenfalls einen gut geloderten, nahrhaften, aber nicht frisch gedüngten Boden. Beide werden schon recht frühe gesät. Sie bedürfen zur Keimung nicht viel Wärme, desto reichlicher regelmäßige Feuchtigkeit, wie sie eben der Boden ausgang des Winters bietet. Da die jungen Rüben sehr der Bodenpflege bedürfen, so ist die Reihenfaat der Breitfaat vorzuziehen. Ohne öftere Bodenbearbeitung werden die jungen Pflanzen bald zu ihrem Nachteil vom Unkraut überwuchert. Die Reihenweite beträgt für Karotten 20, für Möhren 25 Zentimeter. In die Reihen streut man die Samen in einem Abstand von 2—3 Zentimeter in Rillen und bedeckt sie nur wenig mit Erde. Beste Sorten: Pariser Marktcarotte, frühe Dudwiler, Kantaiser, von Möhren: Gonsenheimer lange, dunkelrote.

Auch Petersillensamen braucht etwa 3—4 Wochen zum Keimen, darum wird er auch recht frühe gesät. Im Garten nimmt sie mit jedem Standort vorlieb, doch erreicht sie ihre volle Würze und ihr schönes saftiges Grün nur in voller Sonne. Man verwendet sie gern als Einlassung der Beete längs des Weges. Man sät sie in Rillen, die vorher reichlich mit guter Komposterde gedüngt werden, je 3—4 Zentimeter ein Korn. Beste Sorte für den Hausgebrauch wie für den Marktgärtner ist die feingekraute Zwerg-Perfektion.